

(Maßstab verboten.)

28]

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Als Gallardo die Gesellschaft zu besuchen anfang, unterbrach ein neuer Gesprächsstoff die endlosen Verhandlungen über Stiere und Feldarbeiten. Bei den „Fünfundvierzig“, ebenso wie in ganz Sevilla, ging die Rede von Plumitas, einem durch seine Kühnheit berühmten Banditen, dem die fruchtlosen Anstrengungen seiner Verfolger jeden Tag neue Vorbeeren verschafften. Die Zeitungen berichteten über seine Gewalttaten, als sei er eine nationale Persönlichkeit. Die Regierung wurde darüber in den Kammern interpelliert und versprach baldige Gefangennahme, die aber nie eintraf. Die Gendarmerie wurde zusammengezogen, und ein ganzes Heer zu seiner Verfolgung aufgeboden, während Plumitas, der stets allein und nur von seinem ausdauernden Pferde und seinem Karabiner begleitet war, wie ein Gespenst zwischen seinen Verfolgern hindurchschlüpfte, sie angriff, wenn ihrer nicht viele waren, hier und da einen niederstreckte, verehrt und unterstützt von den armen Bauern und Feldarbeitern, die in dem Räuber einen Mächer der Leidenden verehrten. Er erzwang Geld von den Reichen, und mit der effektloschenden Gebärde eines Schauspielers, der sich von zahlreichen Zuschauern beobachtet weiß, half er von Zeit zu Zeit großmütig einer armen alten Frau, einem mit zahlreicher Familie gesegneten Tagelöhner. Diese Großmut wurde aufgebauscht durch die Erzählungen der Landbevölkerung, die zu allen Stunden den Namen Plumitas im Munde führte, aber sich blind und stumm verhielt, wenn die Diener des Gesetzes sich nach ihm erkundigten.

Er streifte aus einer Provinz in die andere, mit der Bewegung eines guten Kenners der Bodenverhältnisse, und die Grundbesitzer von Sevilla und Cordoba steuerten gleichmäßig zu seinem Unterhalt bei. Ganze Wochen verfrachten, ohne daß von dem Banditen die Rede war, und plötzlich tauchte er wieder in einem Landgut auf oder zog, unter Verachtung der Gefahr, in irgend ein Dorf ein.

Die „Fünfundvierzig“ hatten direkte Nachrichten über ihn, genau so, als ob er ein Stierkämpfer wäre.

„Gestern war der Plumitas auf meinem Gute,“ sagte ein reicher Landwirt. „Der Aufseher gab ihm dreißig Duros und, nachdem er gefrühstückt hatte, ging er weiter.“

Diese Steuer trugen sie geduldig, aber sie sprachen davon nur unter Freunden. Eine Anzeige hätte Vorladungen und alle Arten von Unannehmlichkeiten von seiten der Justiz zur Folge gehabt. Wozu auch? . . . Die Gendarmerie verfolgte den Banditen vergebens, und wenn dieser über die Denunzianten ergrimmte, waren ihre Güter schutzlos seiner Rache preisgegeben.

Der Marquis sprach ohne jeglichen Unwillen von Plumitas und seinen Räubereien; er lächelte nur, als ob es sich um ein natürliches und unvermeidliches Uebel gehandelt hätte.

„Es sind arme Teufel, die Unglück gehabt haben und ihr Leben in die Schanze schlagen müssen, diese Banditen. Mein seliger Vater kannte den berühmten José Maria und frühstückte zweimal mit ihm. Ich habe viele von geringerer Bedeutung angetroffen, die aber herumstreiften und allerhand Schurkereien begingen. Sie sind im Grunde genau wie die Stiere: einfach und von einem gewissen Edelmut. Sie greifen nur an, wenn sie dazu angestachelt werden, und nur, wenn sie geheßt und verfolgt werden, verdirbt ihr Charakter.“

Auf seinen Gütern und in allen Schäferhütten seiner weiten Besitzungen hatte er Auftrag gegeben, dem Plumitas zu liefern, was er verlangte, und, wie ihm seine Aufseher und Hirten berichteten, erging sich der Bandit, in welchem der altgewurzelte Respekt des Landmannes gegenüber freundlichen und edelherzigen Gutsherren fortlebte, über ihn in den größten Lobsprüchen, wobei er sich erbot, den umzubringen, der dem Herrn Marquis im geringsten zu nahe treten sollte. Armer Kerl! Um einer Kleinigkeit willen, die er forderte, wenn er müde und hungrig auftauchte, war es nicht der Mühe wert, ihn zu kränken und sich seiner Rache auszusehen.

Der Bächter, der allein durch die Ebenen galoppierte, auf denen seine Stiere grasen, hegte die Vermutung, dem Plumitas mehrere Male begegnet zu sein, ohne ihn zu kennen. Er mußte einer jener Reiter von ärmlichem Aussehen sein, die er oft in der Einsamkeit des Feldes, weit von jeder menschlichen Behausung, antraf, und die, die Hand an den schmierigen Gut gelegt ehrfurchtsvoll ausriefen:

„Gott sei mit Ihnen, Herr Marquis!“

Beim Gespräch über Plumitas blickte der Marquis Gallardo einige Male an, der sich mit der Festigkeit eines Neulings über die Behörden ärgerte, weil sie das Eigentum nicht zu schützen verstanden.

„Er wird sich Dir schon noch eines Tages unversehens auf La Rinconada zeigen mein Junge“, sagte der Marquis langsam, mit seinem südlischen, würdevollen Ernst.

„Den Teufel auch! . . . Das gefällt mir nun gar nicht, Herr Marquis. Und dafür bezahlt unser eins so viele Steuern! . . .“

Nein, gewiß war es für ihn kein Vergnügen, mit jenem Banditen bei seinen Ausflügen nach La Rinconada zusammenzutreffen. Er war ein unerschrodener Mann im Stierkampf, aber diese Menschentöter von Beruf erregten in ihm unheimliche Gefühle, ein gewisses Gruseln wie vor etwas Unbekanntem.

Seine Familie befand sich auf dem Landgute. Die Sennora Augustias hatte, nachdem sie fast alle ihre Jahre in den städtischen Mietshöhlen zugebracht hatte, das Landleben liebgewonnen. Carmen spielte der Landaufenthalt ebenfalls. Ihre Eigenschaft als sparsame Frau trieb sie dazu, den Landarbeiten aus der Nähe zuzuschauen, und sie schwelgte im wohlthuenden Gefühle des Besitzes, als sie die ausgedehnten Ländereien selbst kennen lernte. Außerdem hatten die Kinder des Sattlers, ihre Nessen, die ihr die Leere ihrer eigenen Kinderlosigkeit ausfüllten, die Landluft zu ihrer Gesundheit nötig.

Gallardo hatte seine Familie auf das Gut zu längerem Aufenthalt geschickt und ihr versprochen, bald nachzufolgen; aber er schob die Reise unter allen möglichen Vorwänden auf. In seiner Stadtwohnung hatte er keine Gesellschaft, als die Garabatos und seine Lebensweise war die eines Junggesellen, die ihm völlige Freiheit in seinen Beziehungen zu Donna Sol gestattete.

Diese Zeit hielt er für die beste seines Lebens. Es kam bisweilen vor, daß er das Dasein von La Rinconada und ihrer Bewohner gänzlich vergaß.

Auf prächtigen Pferden und in derselben Tracht, in der sie sich kennen gelernt hatten, ritten Donna Sol und er aus, bald allein, bald in Begleitung von José, der mit seiner Gegenwart das Vergernis zu mildern schien. Sie gingen nach Stieren in den benachbarten Ländereien, oder um junge Tiere in den Herden des Marquis auszulesen, und Donna Sol, die die Gefahr liebte, wurde zur Kühnheit noch mehr angeregt, wenn ein Stier, statt vor den in sein Fleisch eindringenden Lanzenstichen zu fliehen, sich gegen sie zum Angriff wandte und Gallardo ihr helfend beizpringen mußte.

Andere Male ritten sie nach dem Bahnhofe Empaline, wenn es sich um das Einschleichen von Stieren im Zwinger handelte, zur Versendung nach Arenen, wo außerordentliche Stiergefächte zu Ende des Winters stattfanden.

Donna Sol betrachtete aufmerksam diesen Ort, an dem der bedeutendste Versand von Stieren nach auswärtig stattfand. Man sah ausgedehnte Gehöfte längs der Eisenbahnlinie. Riefige Kisten aus grauem Holz, die mit zwei Falltüren versehen, auf Rädern liefen, warteten dutzendweise aneinandergereiht die Hochsaison des Lokalbetriebes ab, nämlich die der sommerlichen Stierkämpfe.

Diese Kisten waren auf der ganzen Halbinsel herumgekommen, sie brachten einen wilden Stier nach einem entfernten Zirkus und kehrten dann wieder neu zurück, um ein neues Tier aufzunehmen.

Donna Sol, die eine Vorliebe für charakteristische Vorgänge hatte und förmlich nach Lokalfarbe lechzte, betrachtete mit großem Interesse die Eigenart der nationalen Industrie und wollte es den Aufsehern und Kuhhirten gleichthun. Sie hatte Gefallen am Aufenthalt in freier Luft, am Galoppieren durch die ungeheueren Ebenen, gefolgt von spitzen Hörnern

und knöchigen Köpfen, die mit einer einzigen leichten Bewegung den Tod bringen konnten. In ihr lockte die Lust am Hirtenleben, die wir alle in uns wie ein Erbe von unseren Urvorfahren aus grauer Vergangenheit tragen, aus der Zeit, da der Mensch das Erdinnere noch nicht auszubeuten verstand und große Herden hielt, von ihrer Milch und ihrem Fleisch zu leben. Hirte zu sein, aber Hirte wilder Tiere, war für Donna Sol der interessanteste und kühnste Beruf.

Gallardo, bei dem sich der erste Rausch seines Erfolges etwas verflüchtigt hatte, betrachtete die Dame in den intimsten Stunden mit Erstaunen und fragte sich, ob wohl alle vornehmen Frauen wie sie geartet seien.

Ihre wechselnden Launen, ihre Eigenheiten verwirrten ihn. Sie zu duzen erlaubte er sich nicht, niemals. Sie selbst hatte ihn nicht zu dieser Vertraulichkeit ermutigt, und als er es einmal mit gehemmter Zunge und schüchternen Stimme versuchen wollte, traf ihn aus ihren goldhellen Augen ein solcher Ausdruck der Befremdung, daß er beschämt zurückwich und zur früheren Anrede zurückkehrte.

Dagegen redete sie ihn, wie es auch die großen mit ihm befreundeten Herren taten, mit Du an. Dies geschah jedoch nur in der Vertraulichkeit. Denn wenn sie ihm kurz zu schreiben hatte, er möge nicht in ihre Wohnung kommen, da sie mit ihren Verwandten auszugehen hätte, gebrauchte sie die Anrede „Sie“, und in ihrer Schreibweise fanden sich keine andern Ausdrücke der Freundschaft vor, als die höflich kalten, die man an einen auf geringerer Stufe stehenden Bekannten richtet.

(Fortsetzung folgt.)

2]

## Das Meer.

Von N. Ewald. Autorisierte Uebersetzung von S. Kih.

„Hat man je so etwas gesehen?“ fragte der Tangbusch. „Er redet mit dem Meere als wäre er sein Herr.“

„Es ist mein Kind,“ sagte das Meer, „mein liebes, liebes Salzkrant.“

Da war der Tangbusch vor Erstaunen ganz sprachlos. Die Möwe aber flog in die Welt hinaus und erzählte, das Meer habe sich völlig verändert und sei nicht wiederzuerkennen.

Der Bauer stand auf seinem Deich und sah über den blanken Spiegel hin.

„Wie schön das Meer heute ist,“ sagte er. „Wer sollte glauben, daß das dasselbe Meer ist, das neulich so sehr gebrüllt und schäumend meine Deiche durchbrochen hat.“

Plötzlich begann das Meer zu zittern.

„Salzkrant,“ sagte es. „Liebes Salzkrant.“

„Was ist denn? rief das Salzkrant ungeduldig. „Jetzt ist es so großartig mit dem Schlick gegangen, und nun verdirbst du das Ganze durch deinen Wellengang.“

„Du darfst nicht böse auf mich werden,“ sagte das Meer.

„Aber jetzt kommt die Ebbe, und ich muß meiner Wege gehen. Wie ich sehe, sind deine Samen jetzt reif; und wenn du sie jetzt fortwirfst, fürchte ich, daß ich sie unberühens mit mir in die Tiefe ziehe.“

„Daran habe ich wohl gedacht,“ sagte das Salzkrant. „Kümmere dich nur nicht darum. Jedem meiner Samen habe ich eine Menge Gärchen gegeben, so daß sie sich am Boden festhalten können. Nimm du nur Reißhaus, wenn du dazu genötigt bist und komm mit neuem Schlick zurück.“

„Wie klug und bedächtig du doch bist, mein liebes Salzkrant,“ lobte das Meer.

Dann lief es davon und das Salzkrant säte seine Samen aus.

Nach einiger Zeit war der ganze Meeresboden voller Salzkrantpflanzen, die sich ausbreiteten und blühten, Schlick sammelten und Samen auswarfen. Das Wasser wurde immer niedriger.

„Darf man sich hier aufhalten?“ fragte der Tangbusch.

„Müde lieber etwas weiter fort,“ entgegnete das Salzkrant.

„Kann ich denn?“ seufzte der Tangbusch verdrießlich. „Ich sitze auf einem Stein, den kann das Meer von der Stelle bewegen kann; so tief steckt er im Sande.“

„Ja, ich kann dir nicht helfen,“ sagte das Salzkrant. „Deine Zeit ist vorbei. Auch die meine wird einmal vorübergehen.“

Und der Boden wuchs mehr und mehr an. Jetzt war kaum noch etwas anderes da als Pflügen zur Flutzeit. Dann starb der Tangbusch.

„Ich finde übrigens auch, daß es hier etwas trocken zu werden anfängt,“ sagte das Salzkrant.

„Ich werde dir helfen,“ meinte der Bauer. „Du stiftest Nutzen; und ich kann dich gut leiden.“

Er grub tiefe Gräben, darin das Wasser eine Weile stehen blieb; und da wuchs das Salzkrant stark und üppig. Es bildete einen regelrechten grünen Teppich überm Meeresboden. Und in diesem Teppich sprangen munter alle möglichen Tiere umher, die einander auffraßen und starben und den fruchtbaren Boden düngten.

Das Meer kam und ging wie gewöhnlich.

„Mein liebes Salzkrant!“ rief es.

Doch das Salzkrant erwiderte: „Ich bekomme dich jetzt so wenig zu sehen. Ich fürchte, es geht zu Ende mit mir.“

„Soll ich eine Sturmflut kommen lassen?“ fragte das Meer.

„Gott bewahre, nein,“ antwortete das Salzkrant erschrocken.

„Dann vernichtest du ja meine ganze Arbeit. Verhalte dich nur vollständig ruhig, dann helfe ich mir, so lange ich kann.“

„Ich mache was ich will,“ sagte das Meer.

Aber diesmal tat es nichts.

Der Bauer stand da und blickte über das neue Land hin.

„Das sind die Watten,“ sagte er. „Wir werden nichts davon haben. Aber es kommt einmal, es kommt einmal.“

Eines Morgens stand eine neue Pflanze zwischen den Salzkrantpflanzen.

„Wer bist du und was willst du?“ fragten die Salzkräuter.

„Ich heiße Strandhafer,“ erwiderte die Pflanze. „Und ich will hier stehen bleiben. Ich bin übrigens nur ein ganz gewöhnliches Gras.“

„Wie bescheiden du bist!“ riefen die Salzkräuter.

Der Strandhafer trieb ein paar lange Ausläufer, die Wurzel schlugen und aus denen neue Gräser aufschossen.

„Wohin willst du nun?“ fragten die Salzkräuter. „Halt . . . da kommst du ja auch von der anderen Seite her. Was beabsichtigst du eigentlich?“

„Ach, ich breite mich ein wenig aus,“ antwortete der Strandhafer. „Ich denke, meine Ausläufer halten die neue Erde zusammen. Sie ist ja so schrecklich lose.“

„Ich danke dir für deine Hilfe,“ sagte das Salzkrant. „Du bist willkommen, wenn du für die neue Erde sorgen kannst. Wir haben sie zusammengebracht, will ich dir sagen. Ich glaube nicht, daß das Meer gegen deine Anwesenheit etwas einzuwenden hat.“

„Mit dem Meer habe ich nichts zu schaffen,“ entgegnete der Strandhafer. „Ich halte mich nicht wie du einmal zu dieser und dann zu jener Seite. Ich gehöre dem Lande und nur dem Lande an.“

„Gut,“ sagten die Salzkräuter. „Du brauchst dich nicht so aufzuregen. Wenn wir hier nur bleiben dürfen.“

„Jeder Sorge für sich selbst, und ein jeder hat seine Zeit,“ sagte der Strandhafer. „Jetzt ist die meine gekommen.“

Und das Gras wuchs. Ein Hügelchen hier und ein Hügelchen d. Immer mehr Ausläufer schossen mit fabelhafter Geschwindigkeit auf und sagten sofort Wurzel. Und bald wuchs das Gras hoch über die Salzkräuter weg und wuchs mitten zwischen ihnen und ringsum auf allen Seiten.

„Wir ersticken,“ schrien die Salzkrantpflanzen.

„Das ist der Lauf der Welt,“ sagte das Gras. „Wenn man seine Pflicht getan hat, so ist man eben fertig und muß dem Nächsten Platz machen.“

„Meer! Meer! Komm und hilf uns!“ riefen die Salzkräuter.

Aber das Meer war weit weg und hörte sie nicht. Nie mehr kam es zur Flutzeit bis dahin, wo das Gras stand. Es blieb weiter draußen, wo andere Salzkräuter standen, die Schlick sammelten.

Dann starben die alten Salzkräuter, sie verfaulten und düngten den Boden, wie der Tang es getan hatte. Und der Strandhafer breitete sich nach und nach über das ganze Land aus, das sich aus dem Meere erhoben hatte. Und mitten dazwischen kamen andere Pflanzen hervor.

Da wuchsen Strandnelken und Strandastern mit hohen Stielen und violetten Blüten; und die Bienen umsummten sie und sogen Honig aus ihnen. Da wuchs Meermilchkraut und Sandkraut und Meerstrandwegerich und noch manches andere.

Die Möwen brüteten auf dem Lande und düngten es, so daß es mit jedem Tage fruchtbarer wurde. Pflanzen kamen herangetrieben und Tang, und was sonst noch im Meere schwamm; und das alles sammelte sich an und machte das neue Land höher und stärker.

Und so wie der Strandhafer die Salzkräuter ersticht hatte, so kam auch der Tag, wo der Strandhafer weichen mußte.

Das Harrigras nahm seinen Platz ein. Und Schwingel und Weifuh.

„Jetzt glaub' ich beinahe, daß es am besten ist, wenn ich ein wenig nachhelfe,“ sagte der Bauer. „Hier kann eine schöne Wiese entstehen, wenn ich Glück habe.“

Aber weit draußen rief das Meer, das an diesem Tage ziemlich unruhig war:

„Vergiß nie, daß du das neue Land von mir bekommen hast. Wenn jemand dir erzählen will, daß ich böse sei und nur Unglück anstifte, so zeige ihm deine neue Wiese und sage ihm, daß das gute Meer sie dir geschenkt hat.“

„Das werde ich besorgen,“ erwiderte der Bauer; „wenn deine Großmächtigkeit das nur nicht eines Tages vergißt und mit der einen Hand nimmt, was sie mit der andern gibt. Ich halte es für das Beste, die Wiese mit einem kleinen Deich einzufriedigen, für den Fall, daß du dich in einem Augenblick der Erregung vergessen solltest.“

„Darin steckt etwas Nichtiges,“ sagte das Meer. „Bau' du nur einen Deich, der mich daran erinnern kann, daß es mein Land ist, wenn ich es vergessen sollte. Du weißt ja wohl: wenn ich ernstlich böse werde, nützen dir die Narrenspissen nichts.“

„Das weiß ich allerdings,“ sagte der Bauer. „Ich entsinne mich . . .“

„Gut,“ sagte das Meer, das nicht gern an seine Ausbrüche erinnert wurde, besonders wenn es unruhig war.

Der Bauer baute die Deiche und machte sie so hoch, wie er konnte. Er grub und drainierte und säte Futtergras. Jahr auf Jahr wurde das Land fruchtbarer und grüner. Es war bald voll roter Röhre, die bis zum Bauch im Grase gingen und sich fett fraßen.

Eines Tages, als er grub, stieß sein Spaten auf etwas Hartes. Er nahm den Gegenstand auf und betrachtete ihn. Es war ein großes, rostiges Eisen; und er erkannte, daß es einmal eine Wetterfahne gewesen war.

„Gott mag wissen, wo du einmal gefessen und dich gedreht hast,“ sagte er. „Vergoldet bist du vielleicht auch gewesen. Du hast eine so vornehme Form.“

Mit diesen Worten warf er das Ding auf den Deich und vergaß es.

(Schluß folgt.)

## Die Ausstellung der Sezession.

I.

Es darf der Sezessionsleitung nachgerühmt werden, daß sie ihre Ausstellungen mit großem organisatorischen Geschick ordnet und beständig bemüht ist, die Verbindung mit den Quellen ihres jungen Lebens zu erhalten und durch zeitweiliges Einfügen der Lebenswerke vereinzelter Künstler dem Publikum einen Ueberblick auch über die Vergangenheit zu geben.

Diesmal sind es der Münchener Hugo v. Habermann, der Schwede Born sowie Wilhelm Trübner, denen eigene Säle eingeräumt wurden; außerdem sind abermals den Arbeiten der Mitglieder französische beigeleitet.

Von dem trotz der entgegengesetzten Nummerierung als Kopf zu betrachtenden Saal VIII, rechts vom Eingang angefangen, sind es diesmal van Gogh, Claude Monet, Renoir, Manet und Cézanne, deren Einfluß auf unsere gegenwärtige Malerei durch markante Beispiele illustriert wird.

Van Gogh (62a) suchte den eigentümlichen Lichteindruck der Mauern des Biaduits in Wechselwirkung zur Helle der Luft festzuhalten. — Das ist eines der neuentdeckten Beobachtungsgebiete, deren Reize bis dahin als unwesentlich und nicht eigentlich ernsthaft als darstellenswert gelten.

Wie sehend gewordenen Blinde, die lange das Freie, das Licht entbehren mußten, freuen sich diese Maler zunächst selbst an den unscheinbarsten Lichteffekten und suchen allen ihren Möglichkeiten nachzugehen.

Bei Claude Monet (174 Seerosen, 173 Wasserlilie) kommt das Mühen um die ungebrochene Wirkung der Naturfarbe hinzu, das heute ganz besonders in unserer Malerei herrscht und auch in dieser Ausstellung sehr ersichtlich wird.

So ungewohnt es uns sein mag, die Natur so ungezwungen dargestellt zu sehen, wird es uns nicht schwer fallen, den Fortschritt in der Naturverfassung zu fühlen. In Renoir (212 San Marco in Venedig) wiederum ist gut der ungestüme Drang, auch unter gänglicher Außerachtlassung der abstrakten Form die Gegenstände ganz durch die Farbe zu erfassen, ersichtlich.

Cézanne schließlich (88 Bahndurchstich bei Aix en Provence) sammelte mit jener entschlossenen Eile, die allen, auch den heutigen Führern der Sezession besonders eigen, diese herrlich neuen, hellen Erd- und Instöne zu einer kräftig frischen Melodie. Ohne diese taikräftige, oft brutal wirkende Entschlossenheit wären sie alle im akademischen Gipsaal geblieben und wir mit ihnen.

Manet darf nur bedingt mit diesen in eine Reihe gebracht werden. Seine Bedeutung endet nicht ebenfalls schon im Verdienst um die Fortentwicklung der Technik. Gerade auch vor dieser „Erziehung Kaiser Maximilians von Mexiko“ (163) werden wir in der Verbindung einer seine Zeit weit überragenden Kompositionsgabe mit seinem, unfehlbar reinem Farbenklang und geistiger Ueberlegenheit in der Befehlung seiner Schöpfungen jene Größe sehen, die ihn zum unbestritten größten Maler des XIX. Jahrhunderts macht.

Von den Deutschen führt infolge seiner energischen Knappheit, Gedrungenheit bei außerordentlicher formaler Festigkeit immer noch Liebermann. Seine aktive Natur gestattet ihm nicht jenes Durchdringen der Naturfarbe, wie es Manet gegeben war. Was er nicht im Moment packen kann, fällt unter den Tisch. Das sehen wir mehr noch als in den diesjährigen „Reitern am Meeresstrande“ (160) in den Porträts von Richard Dehmelt (158) und Friedrich Raumann (159). In dem Reiterbild ist es das Moment des Beweglichen in den Pferden, das Unruhige, Gespannte, also das eigentlich Elementare des Bildes — die lebendige Kraft, die den Eindruck ausmacht. Das zu erfassen, ist stets für ihn das Ziel seiner Kunst gewesen, der Anfang und das Ende seines Könnens. Es ist die vor Hülle zitternde Lebenskraft, die uns in seinen Bildern elektrifiziert.

Die beiden Porträts, Dehmelt und Raumanns, haben Ursache gegeben, von einem Abfassen Liebermanns zu sprechen. Das ist wohl ein Unrecht. Er hat nie mehr zu geben gesucht, als er mit seinen Augen erfassen konnte — die reale Wirklichkeit. Das Retouchieren, das Einfügen von wirkungsvollen Lichtern und „Adler-

bliden“, wie sie Mangel im reifen Alter in seinem eigenen Schaffen bedauerte, hat er nicht nur selbst stets verschmäht, sondern auch seinen Anhängern gründlich abgewöhnt. Wir sahen darin bisher ein Verdienst — das des Strebens nach Sachlichkeit.

Das etwas müde, zweifelnde Bild Dehmelt entspricht weniger den Vorstellungen, die wir uns von ihm nach seinen jugendlichen Werken machten, als das des Politikers Raumann. Aber wir vergessen, welche Zeiten vergangen sind, seit Dehmelt seine stärksten Dichtungen erlebte, und suchen noch heute die Energie, Straffheit der Jüge in ihm, wie sie Peter Behrens einst festhielt und möchten das heutige Manto nur Liebermann antreiben.

Trotzdem bewies das Gruppenporträt Hamburger Gelehrter, wie sehr Liebermann überall verjagt, wo es ein tieferes Eindringen, ein behutsameres Suchen nach dem Eigenartigen des Darzustellenden gilt. Seine energische Haft sichert ihm glänzende Triumphe vor Menschen, deren Eigenart und Seele gänzlich im Neuheren ausgeprägt ist — wie bei dem energischesten Mathenau, dem Baron Berger — zur eindringenden Analyse taugt seine Hand weniger.

Uhd tritt mit seinem „schweren Gang“ (269) etwas zurück. Der sehr lustigen Landschaft ordnen sich die sehr scharf charakterisierten Figuren sehr schön ein, doch wirkt das Bild in seiner fast kleinlichen Technik, an der Vergangenheit des Malers gemessen, sehr still.

Ganz gewaltig drängt sich dagegen wieder Corinth mit seiner „Malerfamilie“ (40) in den Vordergrund. Wir lernen bei ihm, daß ein beharrlicher Wille bei ausreichender Kraft seinen Geschmack uns aufzudrängen vermag. Es ist viel Gewalttames in seinen Kompositionen. Erkennt man aber erst, wie viel Ehrlichkeit, Solidität in seinem Schaffen liegt, und vor allem welche Sammelypoten dieser Vär beim Malen zeigt, wird man ihm sehr interessiert folgen. Schwer, lobig sind z. B. neben der stattlichen Frau mit dem Kinde Mann und Sohn hingebaut. Aber beide wirken dadurch sinnvoll als Kontrastdunkel zu dem herrlichsten und empfindungsvollsten Farbenkunstwerk, das zwischen beiden in Mutter und Kind geschaffen ist. Um dieses Bildteils halber wird Corinth nicht in unserer Kunst verlöschen können. Man vergleiche mit diesem Vär, dessen feuchtwarmer Haut man spürt (von der Hand der Mutter, ihrer wunderschönen Haltung ganz abgesehen), das von Fritz Rhein (215 im Hauptsaal) oder das von Linde-Walters (161). Rhein ist härter und strenger und wirkt durchaus nur durch die Zeichnung, trotzdem er auch mit Farben arbeitet, aber ein Meister der Farbe wird er nicht, weder hier noch in dem großen männlichen Akt (213). Dieser ist sogar recht unmalerisch zu nennen, aber in der Zeichnung bedeutend. Linde-Walters „Kind mit Mutter“ (161) ist weit mehr auf Farbe gearbeitet, auch das andere Bild des Malers „Brettonisches Bauernkind“ ist ganz farbig gesehen; aber bei beiden ist wohl redliches Mühen, aber nicht jene virtuose Meisterhaftigkeit im spielend leichten Hinsetzen der Farböne zu finden, die eben Corinth besitzt. Beide finden neue und natürliche Situationen: Rhein den Kinderwagen, Linde-Walters eine häßliche Situation nach dem Bade, das Spielen der Mutter mit dem Kinde. Das sind gegen die auch von den Photographen her bekannten Arrangements von Kinderporträts erfreuliche Fortschritte.

Eine starke diesmal wieder wesentlich befestigte Stellung nimmt in der Sezession auch Ulrich Hübner mit seinen Hafenbildern ein.

Seine Bilder (131 Hamburger Hafen in Morgenfonne, 130 Blick auf Altona, 134 Kohlenhäuten im Hamburger Hafen) sind frische, wahre, kraftvolle Naturanschnitte, wie sie durchaus unierem heutigen Empfinden liegen.

Das war ja ein besonderes Verdienst dieser „Maler-Revolutionäre“, die Schönheiten des Alltags, der Arbeit erschlossen, und hier, nicht im Fabelland, den Reiz des Daseins gefunden zu haben.

Stuh' Blumen und Stilleben (235, 236) hinterlassen diesmal trotz ihrer Dravour keinen stärkeren Eindruck.

Bedeutender erscheint der Dresdener Robert Sterl mit seinen Steinbrechern (228, 229). Hier fällt zunächst schon auf, was wir noch weiterhin als typischen Fortschritt dieser Ausstellung erkennen werden, das Operieren mit größeren Mengen von Figuren.

Das größere der Bilder (228) ist nicht nur dann der kühn ergriffenen Situation und dem interessant gelösten Lichtproblem aufschlagend, es gibt zugleich in sehr einfacher Darstellung einen starken, fast durch das Grelle der Farbe lärmenden Eindruck von diesem stillen Leben. Klinger hat das oft und virtuos zeichnerisch bewältigt, was hier Sterl mit sehr schönem Erfolge von rein malerischer Seite versuchte. Dabei arbeitet er ohne jede Empfindelkeit, durchaus nur von dem Krasteindruck dieser arbeitenden Menschenreihe gefesselt.

Als „Kulturbild“ darf Faures „Varentang“ (49) erwähnt werden, das den monotonen Rundgang von Untersuchungsgefangenen um einen Baum in recht charakteristischer Zeichnung der Typen festhält.

E. M. Weiß ist mit einer Reihe Altstudien und seinen bekannten Blumenbildern vertreten. In seinen Akten (275, 276, 277) versucht er (freilich nicht mit glücklichem Erfolg), mit knappen, auf den Ausdruck beschränkten Andeutungen jene Bluthülle zu erreichen, die Corinth auf seine Art gibt. Immerhin ist er unablässig bemüht, freie, natürliche Bewegungsmöglichkeiten des Aktes zu versuchen, und selbst wenn er, wie Greiner als Radierer, nicht zur Bearbeitung dieser zahlreichen Studien in selbständigen Bildern kommt, wird seine Tätigkeit ihren anregenden Wert für spätere Nachfolger

Behalten. In den Blumenstücken (279 und 280) vernimmt man das Paradenmäßige seiner sonstigen Stilleben, doch ist das Trübe, Verwaschene leider nur eine technische Variante und keine eigene Empfindung.

Auch ein nicht minder bekannter Kunstgewerbler, Dreif, zeigt mehr geschmackvolle Routine als feste Eigenart. Der Rückenakt (196) ist eine schöne, kleine Arbeit, aber wohl etwas zu weichlich und „stimmungsvoll“, um tiefer zu fesseln. Auch der Komposition im Gartenzimmer (195) wirkt trotz der billigen malerischen Effekte nicht stark genug. Typisch für seine Kunst ist auch das Blumenstück (194), jedes Detail schön farbig und dekorativ, aber ein starkes Anpassen, Eingehen — ein bestimmter Wille auf Hervorbringung eines Eindrucks fehlt.

Von Max Reumann ist die „Komödie“ (182) recht gut. Gegen die rote Bühnendekoration mit den beiden Figuren steht das bequem und natürlich geführte Publikum ausgezeichnet. Trotz der kräftigen Farbengegenätze empfindet man nichts Gefuchtes in dem Bild.

Die „Zwei Frauen“ von Charlotte Verend (14) wirken gerade zu dem anscheinend erschütternden ihrer gegebenen Lage etwas sehr hart, sind aber ebenfalls ein Zeichen, wie nun endlich das Stadium des Suchens um die Technik überwunden wird und die Malerei wieder als seelisches Ausdrucksmittel verwendet wird.

Strathmann, der schon seit Jahren die verschiedensten Stoffe mit seinen neueren Farbenvorstellungen zu gestalten sucht, bringt diesmal eine „Kreuzigung“ (232) und obgleich er noch immer zu viel und überflüssig dekoratives Beiwerk verwendet (das Dornengestrüpp), so ist doch das Ganze erträglicher geworden. Einzelne Typen, die des linken Schächers, sowie der des alten Mannes rechts sind überzeugend herausgekommen. Nur ist es nicht verständlich, warum dieser und viele andere (auch Josef Bloch in der „Grablegung“ 21) sich ein derartiges Armutszeugnis ausstellen und den tausend ähnlichen Bildern der Vergangenheit diese nicht besseren Lösungen anfügen, als ob unsere Zeit nicht an padenden und großen Themen für phantasievolle Maler reich wäre. Den Vorwurf einer gewissen Billigkeit der Einfälle müßte man auch Martin Brandenburg hinsichtlich seiner Bilder „Märchen“ (26) und „Fallende Blätter“ (27) machen, wenn sie nicht nach dem Winter nüchternen Virtuosität und als Vorboten einer weniger phantasiereichen Periode erschienen.

Leo von König, der bereits im Vorjahre mit seinem Porträt „Zeitungsleserinnen“ durch sein differenziertes Farbenempfinden aufgef, verstärkt mit den diesjährigen Arbeiten mindestens den Eindruck eines in Farbe und Charakterisierung hervorragenden Porträtisten.

Man wird sowohl bei dem „Bohème-Café“ (153), als auch dem Figurenbild „Pierrot und Colombine“ (152) eine Beziehung zu Manet finden, wenn man die fast ausschließliche Wirkung durch malerische Mittel bei ihm betrachtet und daneben die Gelassenheit in der Haltung der Figuren, das Aufsaugen der malerischen Reize ohne alle Hast. Genießende Hingebung atmet auch seine „Guldigung“ (151), die trotz der Ergotik durch das starke Empfinden wie durch die sehr schöne, warme Farbe ihre Wirkung erzielt. Die Art, wie das Obf, das Hingebende im Ausdruck des Riggers, die Passivität der Angebeteten gegeben ist, verdient alle Beachtung. Denn das ist das Wesentliche seiner nicht großen oder tiefen, aber selten schön ausgereiften Kunst.

Oberländer gibt einen „Bauer mit Däsen“ (188) und „Hühner“ (187) sowie einige weitere seiner hübsch charakterisierenden Szenen.

Im Hühnerhof (187) fällt vor allem seine Art, komisch und typisch zu sehen, auf. Jede der Hennen muß nach seinem Willen durch eine besondere und dabei nicht übertriebene Haltung zur komischen Wirkung beitragen. Im „Bauer mit Däsen“ ist die Verwandtschaft in der Schwermüdigkeit des Treibers mit den Getriebenen sehr deutlich gemacht, dann aber ist zu beachten, wie Oberländer ohne eigentliche Uebertreibung oder Ueberlastung des Bauers Lebensgeschichte diesem ins Gesicht malt — einschließlich seines Asthmas.

Kardorff gehört zum solidesten Bestandteil der Sezession, seine Porträts (140, 141) erhalten durch einen etwas trüben Ernst besonderen Charakter, der durch sehr gewissenhafte, wenn auch selten blendende Arbeit verstärkt wird.

Das Nachdenkliche, Besonnene, das auch im „Garteninterteur“ (142) auffällt, teilt er mit Kalkreuth (136 junges Mädchen, 137 Krankenstube, 138 Luthaben). Die Krankenstube ist eines der diesem eigenen gehaltvollen Interieurs, die in der großen, aber unbehauptet poetischen Schilderung an Fontane erinnert.

Als ein erheblicher Fortschritt in dem Entwicklungsgange der Berliner Sezession wird Sievogts „Hörselberg“ (223) zu betrachten sein. Mit diesem großzügig entworfenen Werte tritt Sievogt zu denen, die die Periode des technischen Experimentierens abschließend, sich wieder zur Anwendung des Gelernten, dem freien Gestalten zuwenden.

Noch haben wir nicht den Eindruck des vollkommenen Bezugsenen. Noch wirkt mancher Akt etwas gekünstelt, das Virtuose in dem Gegensetzen von kalten und warmen Tönen drängt sich noch zu sehr auf. Frau Venus' Gebärde wirkt nicht überzeugend; aber wiederum ist viel glücklicher Schwung und echtes Temperament in Farbe und Form umgeseht.

Noch verliert man sich zu leicht in Einzelheiten, und muß man diese, wie z. B. den sehr schönen Rückenakt im linken Vordergrund, Berantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

den Gegensatz der kalten Nachtlandschaft zum (etwas bengalisch anmutenden) Vergimern und die Realität der Bewegung mancher der Paare anerkennen, so werden wir unter Berücksichtigung der schönen Fortschritte unsere Forderungen an eine stärker konzentrierte Darstellung bereitwillig bis auf später zurückstellen.

Es ist kein Grund vorhanden, an dem endlichen Gelingen weiterer Versuche nach dieser Richtung hin zu zweifeln. An Temperament und gestaltender Phantasie fehlt es Sievogt wohl am wenigsten, so selten letztere in der Sezession zu sein scheint.

Das beweist alljährlich von neuem Valuschel, der seine Wirklichkeitsbilder durch „poetische“ Anleihen zu bereichern sucht. Diesmal ist es ein „Sommerfest in der Laubenkolonie“, das ihm Gelegenheit zu schönen, etwas outrierten Farbenwirkungen gibt. Der Himmel ist vielleicht etwas zu dekorativ wirksam verdundelt, die Aufgabe wäre schwerer und malerisch interessanter, die verschiedenen Lampionfarben mit ihrem Licht gegen unsere Nachtseite zu setzen. Unbedingt anerkennenswert ist aber auch das gelungene Verarbeiten und Zusammenbringen großer Menschenmengen, beklammlich sein Sondergebiet.

Gelingt es ihm gut, sie in der Bewegung zu zeigen, so wird er leider ganz schematisch und geistlos, wenn er sie selbst in ihrem Ausdruck erfassen will. Da hat Valuschel immer noch aufs peinlichste versagt. Den Beweis, wie oberflächlich und direkt falsch Valuschels Art der „Verblödung“ der Volkstypen ist, geben Gilles Zeichnungen von Kindern, in denen, wenn auch nur nach einer Seite, doch individuelles Leben aus der Wirklichkeit fließt. Auch Galles Altgruppen (58, 59, 60) dürfen hier, trotz ihrer unscheinbaren, ängstlichen Kleinarbeit genannt werden, als Versuche, eine häßliche Wahrheit höher zu stellen als den schönen Schein. Sind auch seine Gruppen noch sehr künstlich zusammengetrieben, in den gebeugten Akten gezwungen, ist von Temperament und Leben in Farbe und Verarbeitung noch wenig vorhanden, so erhalten sie doch durch das getreue Festhalten bestimmter Volkstypen einen eigenen Wert. Wünschenswert wäre allenfalls, daß er konsequent bleibt und die real gesehenen Akte in eine ebenso sachlich und profaisch gegebene Landschaft einordnet, in der er sie doch wohl sah.

Paul Gangolf.

## Kleines feuilleton.

### Astronomisches.

Wie lang wird der Kometenschweif sein? In der Frage, ob der Schweif des Halleyschen Kometen lang genug sein wird, um bei der größten Erdnähe unseren Planeten zu erreichen, steht bisher Aussage gegen Aussage oder vielleicht noch richtiger, Vermutung gegen Vermutung. In Greenwich will man freilich ausgerechnet haben, daß der Schweif eine solche Länge nicht haben werde, aber von sachmännischer Seite ist andererseits gesagt worden, daß eine solche Voraussage nicht möglich sei. Eine Untersuchung, die zum mindesten einen bestimmten Anhalt zu geben geeignet ist, veröffentlichte soeben Dr. Holetschek in den „Astronomischen Nachrichten“. Dieser Astronom beschreitet den durchaus zweckmäßigen Weg, Nachforschungen über die Länge des Schweifs des Halleyschen Kometen bei seinen früheren Erscheinungen anzustellen und daraus Schlüsse zu ziehen. Er verfolgt den Kometen bis zum Jahre 1456 zurück und gibt für jede Wiederkehr zwei Werte an, deren einer die mittlere, deren zweiter die größte Länge des Schweifes bedeutet. Der Maßstab für diese Ziffern ist der mittlere Abstand der Erde von der Sonne, der als Einheit genommen wird. Im Jahre 1456 betrug die mittlere Schweiflänge des Kometen 0,2, die größte 0,39 dieser Einheit. Im Jahre 1531 waren die entsprechenden Zahlen nur 0,14 und 0,17, im Jahre 1607 sogar nur 0,06 und 0,12. Bei der folgenden Erscheinung im Jahre 1682 entwidelte sich der Schweif dann wieder zu beträchtlicher Größe, nämlich zu 0,10 mittlerer und 0,22 größter Länge. Für das Jahr 1759 kann nur eine mittlere Länge mit 0,08 angegeben werden. Diese war bei der letzten Wiederkehr im Jahre 1835 ebenso groß, während sich der höchste Betrag auf 0,17 belief. Diese Zahlen sind auf alle Fälle äußerst interessant, wenn sie nur einigermaßen zuverlässig sind. Sie zeigen vor allem, daß die Länge des Schweifes während der letzten vier Jahrhunderte durchaus keine stetige Abnahme gezeigt hat. Einen Grund für diese Tatsache gibt Dr. Holetschek nicht an, und vielleicht weiß er auch keinen anzugeben. Die Erscheinung von 1607 scheint überhaupt von allen späteren, was die Entwidlung des Schweifes angeht, übertroffen worden zu sein. Die Bahn des Kometen ist nun genau genug bekannt und nachgeprüft worden, daß man sagen kann, der Schweif müsse eine Länge von 0,15 erreichen, um am 20. Mai die Erde noch gerade zu streifen. Wäre er ebenso lang wie im Jahre 1835, so würde dieser Fall eintreten. Außerdem aber liegen aus früheren Jahrhunderten sichere Beobachtungen dafür vor, daß die Länge des Schweifes innerhalb weniger Tage sehr starken Schwankungen unterworfen ist. Im Jahre 1759, als die Erde am 4. Mai die Ebene der Kometenbahn kreuzte, wurde an diesem Tag die Länge zu nur 19 Grad gemessen, während sie neun Tage vorher beinahe 47 Grad gewesen war. Daraus geht zur Genüge hervor, daß eine sichere Voraussage wohl nicht gemacht werden kann.